

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 25 (1941)
Heft: 1

Vereinsnachrichten: Zu unserm neuen Vereinsschweizerdeutsch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der ihn beim „Vater“ verklagen wollte, entgegen: „Wenn du ihn kennest, wüßtest du, daß man ihm Papa sagt“. Ich mußte, als ich vor sechzig Jahren in die Stadtschule eintrat (dieselbe, die Tavel besuchte), und ebenso nachher im Basler Gymnasium, meines guten Rufes wegen meine Eltern Papa und Mama nennen, denn das schied die „bessern“ Jungen von den andern. Grand freilich gab es für mich nie. Zu Tavels Jugendsprache scheint Papillon zu gehören; Pfiffler kennt er als ländliches Sprachgut, der Schmetterling ist ihm anständig wie allen Schweizern, die zu dem Fall das Wort ergreifen.

Tavel berichtet, „i üse Kreise“ sage man nicht „Frühstück“, sondern Dejeunere, und „Morgenässe“ habe man zu seiner Zeit das Mittagessen genannt. Ich habe in Erinnerung, daß ich als Kind in Bern das Wort als Tischenniere verstand, und mein Großvater jedenfalls sagte tischenniere; er war kein Berner und verstand nicht französisch. Die Großmutter, eine Emmentalerin mit Volksschulbildung, nahm Anstoß daran, daß ihre stadtbernerische Schwiegertochter nicht Morgenässe sagte; die aber erwiderete, in der Stadt sage man von jehor Dejeunere, und Morgenässe käme ihr affektiert vor. Der Großmutter hatte vielleicht nie jemand gesagt, was ein Fremdwort ist, aber sie nahm Anstoß auch am Gratuliere und Kondoliere, weil das nichts sage. Mir kleinem Buben gab das damals zu denken.

Tavel berichtet weiter, er sei angehalten worden, mit merci oder obligé zu danken und mit siwuplee zu bitten. Über dieses merci obligé (gewöhnlich häufte man die beiden Wörter) spottete auch wieder meine Großmutter, und wir sagten nie so — wir gehörten ja auch nicht zu „üse Kreise“. Das obligé muß der ältern Sprache angehören, ich habe es in den Jahren, die ich in verschiedenen Gegenen Frankreichs, in der Hauptstadt und bei unsfern Welschen zubrachte, niemals gehört.

Noch etwas von deutschem Sprachgebrauch. In Klammern wird uns gesagt, daß Tavel in der Schule gelernt habe, man sage anständigerweise nicht Buuchweh, sondern Leibschmerzen. In Norddeutschland gilt Bauch in der Tat für ein unanständiges Wort, und es wird wohl einer von den damals in Bern und anderswo tätigen deutschen Schulmännern gewesen sein, von dem jene Weisheit ausging.

Dß Tavel im Grunde über den Dingen steht und Gefühl für das Echte hat, beweist seine Bemerkung, Dejeunere sei „e Bitz vo däm Wältsch, wo sich i amüsanter Wys i ds stedtische Bärndütsch ügnistet het“. Und daraus sieht man, wie wenig das Sprach- und Volksgefühl dieser Berner doch von ihrem „Wältsch“ angefressen war. Ich suche umsonst in Tavels Berndeutsch nach sogenannten Galлизismen; einen einzigen finde ich: „Üses Hinderhus het uf ds Bollwärk gä“ — donnait sur le boulevard. Ein Elässer Bourgeois etwa würde es nicht für nötig halten, zu dem Mädchennamen Jenny in Klammern beizufügen: „Me mues das französisch usspräche“, würde sich auch nicht über die Dienstmädchen lustig machen, die deutsche Namen welsch aussprechen (Hürnäng und Quinquelin statt Hönening und Kinkelin), würde auch nicht Pänsion schreiben, wie Tavel tut, noch History, denn im Elsaß ist französisch das Vornehmere und hat immer den Vorteil. Nicht spöttisch jedenfalls meint Tavel die Mitteilung, die Berner Kinder hätten die Ménagerie Tierhütte genannt. Seine Bildung wie sein innerstes Gefühl ist eindeutig deutsch. Zwar ist es ihm nicht anständig, daß er Albär genannt wurde, während ich mich im Alter von zehn Jahren darüber aufhielt, daß die Berner mich Eduar anredeten. Aber immer erscheint doch das „Wältsche“ als das Fremde, ganz wie bei seinem Mitbürger Jeremias Gotthelf. Trotz dem Kindermädchen, das man

ihm gegeben hatte, einem „wältsche Rosinli“, scheint es nicht so ganz von selbst gegangen zu sein, als man im Gespräch mit Bourbakis Soldaten „ües ganze Wältsch zäme ramifierte“ mußte, und noch der Student Tavel hatte Förderung im „Wältschparlere“ nötig, weshalb die Eltern einen welschen Medizinstudenten ins Haus nahmen. Dazu paßt, was vom Siebziger Krieg berichtet wird: das Volk im allgemeinen habe es mit den Franzosen gehalten, die gebildeten Kreise dagegen meist mit den Deutschen, „wi me halt doch dütsch gredt u dütschi Lieder gfünge het“ — also gerade umgekehrt, als man aus dem halb welschen Patrizierwesen schliefen möchte. Immer wieder verwundert einen die Tiefe der sprachlichen Verwurzelung bei diesen Stadtbernern. War es nicht einer von ihnen, der zwar verschämt meinte bekennen zu müssen: „Die deutsche Sprache ist mir fremd“, und doch „Die Alpen“ schrieb, jenes „ernste große Gedicht“, in dem Goethe „den Anfang einer nationalen deutschen Poesie“ erkennt: Albrecht v. Haller? Das ist die Macht des „im Sprachgefühl schlummernden Volksbewußtseins“, wie wieder einer aus jenen Familien sich ausdrückt: Otto v. Greyerz.

Eduard Blocher.

Zu unserm Vereinsschweizerdeutsch.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

Seit einigen Jahren wird auch in den Vereinsverhandlungen wieder mehr schweizerdeutsch gesprochen als früher. Das wäre an sich recht erfreulich, wenn nur dieses Schweizerdeutsch — schweizerdeutsch wäre. Aber manchmal ist es zum Davonlaufen: nicht hochdeutsch, nicht schweizerdeutsch, sondern ins Schweizerdeutsche wörtlich überzeugtes Hochdeutsch, durchweg hochdeutsch gedacht, nur schweizerdeutsch ausgesprochen. Z. B. „Aläßlich der letzthe Generalversammlig het euse Verein uf Antrag eueres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschloß, diejenige Mitglieder, die de Jahresbeitrag no nüd entrichtet hend, ufsfordere, denselbe bis spätestes Ende Merz laufenden Jahres iz zale, ansonst si gtriche werdid.“ Das soll schweizerdeutsch sein: Aläßlich? Aläßlich der Generalversammlig? Antrag eueres Kassiers? Nach gewalteter Diskussion? Beschlisse? Diejenige, die? Denselbe? Man hört doch auf Schritt und Tritt die hochdeutsche Formel heraus: „Aläßlich der letzten Generalversammlung hat unser Verein auf Antrag unseres Kassiers und nach gewalteter Diskussion beschlossen, diejenigen Mitglieder, die ihren Jahresbeitrag noch nicht entrichtet haben, aufzufordern, denselben bis spätestens Ende März laufenden Jahres einzuzahlen, ansonst sie gestrichen würden.“ Man kann das auch hochdeutsch noch besser sagen. Schweizerdeutsch würde das etwa lauten: „A der letzthe Hauptversammlig het euse Kassier der Atrag gestellt, me föll dene Mitgliedere, wo de Jahresbeitrag no nüd zalt hend, schrie, wenn si bis spätestes Endi Merze nüd zaled, so tüeged mer si striche. Mer hend über die Atrag gredt und hend so bschlosse.“ Ist gegen diese Landplage nichts zu machen?

Uns vom Sprachverein ist die Sache nicht neu. Wir kämpfen seit fünfundzwanzig Jahren gegen dieses Versammlungs- und Vereinsschweizerdeutsch; Otto von Greyerz hat es schon vor über dreißig Jahren als „Grofratsdeutsch“ verspottet. Die häufigsten und schwersten Fehler gegen das Wesen unserer Mundart sind etwa folgende:

1) Einen eigentlichen Wesfall hat das Schweizerdeutsche nur in ganz beschränktem Maße: von Personenbezeichnungen (Mis Batters Brüeder, 's Meiers Huus, 's Pfarrers Bueb) und in einigen festen Formeln: um Gottes Wile, mit Lüfels Gwalt). Sonst wird er immer mit „von“ oder dem Wemfall umschrieben (der Atrag von euerem Kassier, Ende Merze vo däm Jahr; euerem Kassier sin Atrag).

2) Das bezügliche Fürwort heißt nicht: der, die, das usw., sondern: wo; also: „die Mitglieder, wo no nüd zalt hend.“ Also auch nicht: „De Bschluß, den mir gfaßt hend“, sondern: „wo mir gfaßt hend“. Nicht: „Der Atrag, über

den mir abgestimmt hend, . . .", sondern: "Der Ultrag, wo mir drüber abgestimmt hend".

3) Das Mittelwort der Gegenwart wirkt im Alemannischen nur in einigen Formeln echt (im schwinede Moo, en laufede Brune), in den meisten Fällen unnatürlich (Wärti Awäseti, der betreffedi Paragraph).

4) Die Vorsilben *be-* und *ge-* verlieren ihren Selbstlaut, also: Bschluß (nicht Beschluß), glange (nicht gelange).

5) Störend wirken auch einige im Versammlungsdeutsch häufig vorkommende Für-, Vor- und andere Wörter wie: jemand (statt: öpper o. ä., je nach der Mundart), etwas (öppis), etwa (öpppe), einige (es paar), damit, obschon, um zu u. a.

Wer diese fünf Sünden vermeidet, wirkt schon viel urchiger; einzelne Entgleisungen können ihm und können jedem unterlaufen. Das Scheinschweizerdeutsch klingt aber nicht nur häßlich in einem Ohr, das echt und unecht unterscheiden kann, es ist auch gefährlich für die Mundart selbst, denn es bildet eine Brücke, ein Bindeglied zwischen Mundart und Schriftsprache, es verwirkt die Unterschiede, und wir schützen die Mundart am besten, wenn wir sie von der Schriftsprache möglichst sauber trennen und entweder die eine Form unserer Muttersprache wählen oder die andere und jede möglichst rein erhalten. Welche von beiden wir wählen, hängt von der Gelegenheit ab. Im Vorstand eines Geselligkeitsvereins, in ländlichen Behörden, überhaupt in kleinem Kreise und bei der Beratung praktischer Fragen klingt Hochdeutsch bei uns unnatürlich, geziert. In einer "Generalversammlung" aber darf der Leiter schon Schriftdeutsch sprechen; er begeht dabei keinen Verrat an seinem Vaterland, nur weniger Mißhandlung an seiner Muttersprache. Gemütlischer klingt uns ja das Schweiizerdeutsch im Ohr, aber eigentlich nur das richtige, sobald man einmal auf den Unterschied zwischen echt und unecht aufmerksam geworden ist. Und dann: ist Gemütllichkeit unser einziges oder höchstes Ideal? Das war so, wie der Dichter sagt, bei den — Seldwylern!

Briefkasten.

H. B., 3. Sie haben recht: wenn der grüne Heinrich (4. Bd., 12. Kap., 4. J.) von "kirchlichem Zier- und Hausrat" berichtet, so gilt das heute nicht mehr für richtig; denn diese Zusammensetzung wäre nur möglich, wenn es ein zusammengefügtes Wort "Zierrat" gäbe, von dem man das Grundwort "Rat" abtrennen (der Mathematiker würde sagen: ausklammern) könnte. Nun ist freilich die Schreibweise "Zierrat" seit 1691 nachzuweisen und nie ganz ausgestorben (wenn sie nicht sehr verbreitet wäre, würde sie in den Wörterbüchern nicht unter "Zierat" als falsch erwähnt). Das Wort kommt aber schon mittelhochdeutsch vor in der Form "zierot", die beweist, daß es sich nicht um eine Zusammensetzung mit "Rat" handelt, sondern um eine Ableitung mit einer Endung, die im Gotischen "-odus" hieß, und im Deutschen zu "-at" (erhalten in Zierat, Heimat, Monat) oder "-ut" (erhalten in Armut) oder "-od" (erhalten in Kleinod) und im Alemannischen zu "-et" (erhalten in Heimet, Monet, Heuet u. a.) geworden ist. Häufig ist diese Ableitungssilbe nicht; darum ist sie nicht mehr als solche verstanden worden, während der Gedanke an eine Zusammensetzung mit "Rat" ziemlich nahe lag, wenn man an Wörter denkt wie Vorrat, Hausrat, Unrat, Gerät (Zierate sind ja manchmal Ziergeräte). Wenn also heute noch jemand schreibt "Zierrat" — "gleich nüt Böser!" Übrigens kommt das Wort sowohl männlich vor (mit Mehrzahl Zieraten) wie weiblich (mit Mehrzahl Zieraten).

A. K., 3. Warum wir in Nr. 9/10 den Redner ein als unser "langjähriges" und nicht als "vieljähriges" Mitglied vorgestellt haben? Sie werden sagen: wenn jemand viele Jahre Mitglied gewesen ist, ist er doch ein vieljähriges Mitglied. Richtig! Aber haben Sie noch nie gehört, daß jemand "lange Jahre" gedient oder so oder so zugebracht habe? Sie können freilich sagen, die Jahre seien doch alle gleich lang, nämlich 365 Tage. Auch wieder richtig! Und doch haben gewiß auch Sie schon den Eindruck gehabt, die Jahre können sehr verschieden rasch vergehen. "Die Jahre fliehen pfeilgeschwind", sagt Schiller von

der Jugend; manchmal scheint es uns langsamer zu gehen, und wir finden es dann langweilig. Wenn wir die Sache also nicht rein zahlenmäßig, rechnerisch, sondern mehr gefühlsmäßig betrachten, so dürfen wir doch wohl von "langen Jahren" sprechen, und wer lange Jahre Mitglied gewesen ist, ist dann eben ein langjähriges Mitglied. Das Wort ist auch schon längst gebräuchlich und steht im Duden, ist also als gebräuchlich anerkannt; "vieljährig" steht nicht im Duden, was natürlich nicht heißen will, daß es nicht auch richtig wäre und verwendet werden dürfte, aber weniger üblich ist es doch.

Büchertisch.

Max Zollinger, Sinn und Gebrauch der Interpunktions. Kart. 75 S., 2 Fr. 80. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich.

Über eine als trocken verschriene Sache ein gar nicht trockenes, im Gegenteil sehr lesbare Büchlein. Ausgehend von der Schwierigkeit und von den Lücken der Interpunktions und ihrer Geschichte dringt der Verfasser vor zum logisch-grammatischen Grundgesetz der deutschen Zeichensetzung und rechtfertigt die bei oberflächlicher Betrachtung willkürlich und kleinlich erscheinenden Regeln zunächst im allgemeinen, wobei doch eine gewisse Freiheit gewahrt bleibt, und betrachtet dann der Reihe nach die einzelnen Satzzeichen, indem er auch da wieder wie im allgemeinen Teil jeweilen zuerst den Sinn feststellt und dann die Regeln übersichtlich zusammenstellt, auch bei jedem Zeichen seinen Tonwert erwähnt. Sehr erfreulich ist die Verteidigung des Strichpunktes, der am Aussterben zu sein scheint. Gelegentlich werden eingerostete Schulregeln gelockert, z. B. daß vor "denn" und "aber" immer ein Strichpunkt stehen müsse, daß zwischen zwei Eigenschaftswörtern immer ein Komma stehe; geradezu wohl tut einem die Verurteilung des sehr verbreiteten Unsugs, eine ungültige, verfehlte Stelle einzuklammern (statt einen ehrlichen, aber sauberen geraden Strich zu machen). Anderseits warnt der Verfasser vor dem in einem gewissen Alter beliebten Übermaß von Ausrufezeichen und Gedankenstrichen. Seine dreißigjährige Erfahrung im Deutschunterricht macht sich wohlthuernd geltend. — Zollinger begrüßt es, daß der Doppelpunkt das Kolon verdrängt habe, der Strichpunkt das Semikolon und die Klammer die Parenthese, findet aber "Beistrich" zu schwerfällig neben dem "leichtfüßigen" Komma und "Zeichensetzung" für "unge nau und schlecht klingend" gegenüber "Interpunktions". Wir hätten trotzdem das Werklein überschrieben: "Sinn und Gebrauch der Satzzeichen", und unter diesem Titel wäre dann das Wort "Zeichensetzung" nicht mehr so unge nau erschienen wie er fürchtet (Über die Schönheit des Klanges kann man vielleicht anderer Ansicht sein). Ein Vorteil hat dieses Fremdwort vor dem deutschen: es gibt dazu ein bequemes Zeitwort: interpungieren (der Nichtlateiner wird zwar nicht begreifen, warum es nicht heißt: interpunktieren; denn zu "Punkt" gehört "punktieren"). "Komma" ist bei uns fest eingeführt und schon deshalb wohl unausrottbar; die Einzahl mag etwas "leichtfüßiger" wirken als die deutsche; aber daß die Mehrzahl "Kommata" heißt und nicht etwa "Kommas" nach dem Muster von "Sofas" oder "Kommen", obschon man neben "Themata" auch sagen darf "Themen", mutet nicht gerade "leichtfüßig" an. Abgesehen von diesen Kleinigkeiten, über die man wohl in guten Treuen verschieden denken kann, ist das Büchlein sehr gut geschrieben und sei aufs beste empfohlen. Es geht den Dingen auf den Grund und ist doch praktisch und übersichtlich.